

Beilage zur Allpreussischen Zeitung.

Nr. 169.

Elbing, den 21. Juli 1895.

Nr. 169.

Der vierte Stand.

Von Hieronymus Vorm.

Nachdruck verboten.

Der Marquis von B. war 1770 in Frankreich geboren und starb 1830, also sechzig Jahre alt, in Irland. Er hinterließ nichts weiter als ein Blatt Papier, auf welches er ein kurzes curriculum vitae mit der Ueberschrift verzeichnet hatte: „Welchem Stande gehörte ich an?“

Seine Jugend hatte er auf dem Besitztume seiner Väter in der Vendée verlebt. Die stolze, zu den ältesten Geschlechtern des Landes zählende Familie war im Vermögen sehr herabgekommen. Mit neunzehn Jahren verlebte sich der Marquis in die wunderschöne Tochter eines benachbarten Edelmannes, der nicht so hoch im Range stand, aber große Reichthümer besaß. Als der junge Mann seinen Angehörigen die Absicht kundgab, das schöne Mädchen zu heirathen, wurde ihm gesagt, daß die Erkorene nicht für ihn bestimmt sei, sondern für seinen älteren Bruder, den Majoratsherrn, welcher mit ihrem Gelde dem Besitzstande des alten Hauses aufhelfen müsse.

Der Marquis sah bald die Unmöglichkeit entgegen diese Abmachung anzukämpfen. Er verließ in Verzweiflung das Schloß seiner Ahnen und schwur beim Blute Christi, bei Gott und allen Heiligen, daß er die Schwelle niemals wieder überschreiten werde.

Seine Zuflucht war die Kirche. Er bereitete sich vor, Mönch zu werden, und hatte bereits den Namen „Bruder Cölestin“ erhalten und dadurch angehört, der Marquis von B. zu sein. Eben sollte er die letzten Weißen empfangen und in das Kloster treten, als in Folge der Revolution von 1789 die Klöster gestürmt, die Mönche vertrieben wurden und der geistliche Stand gewissermaßen verfiel. Der Mann hatte also schon zwei Stände verloren.

Er kam nach Paris, wo er als „Citoyen Cölestin“ ein Fortkommen suchte. Die Lehren und Gesinnungen, die dem ehemaligen Hochadeligen und dem ehemaligen Priester anhafteten, waren nicht von der Art, daß er sie in dem Geiste, der damals Frankreich beherrschte, durch Ertheilen von Unterricht hätte verwerthen können. Nichts mußte er geltend zu machen, als eine schöne Handschrift, die ihm endlich einen sehr untergeordneten Posten als Schreiber bei einem Advocaten

Wit diesem Advocaten hatte ein Specereihändler der Rue Jean = Jacques viel zu thun. Der gute Mann sah zufällig die schöne Handschrift, welche ihm nach seinen Begriffen nicht nur der höchste Grad von Bildung zu sein schien, den ein Mensch erwerben

könne, sondern welche er auch für sein Geschäft sehr nützlich hätte verwenden können. Er erkundigte sich nach dem ausgezeichneten Schreiber und bewog ihn, in das Comptoir zu treten, welches der ausgedehnte Specereihandel nothwendig gemacht hatte.

Der ehrsame Epicier hatte mehrere noch unerwachsene Kinder, unter diesen eine Tochter, das älteste seiner Kinder und beim Eintritt des neuen Buchhalters schon zwanzig Jahre alt. Man sprach weit und breit von ihrer Bosheit, welche wohl eine Folge der unglücklichen Beschaffenheit ihres Körpers sein mochte. Denn sie war bucklig, erschien dadurch nicht größer als ihre achtjährige Schwester und hatte bei einem Streite, in welchem ihre Geschwister sie zu Boden geworfen, ein Auge verloren, an dessen Stelle nun eine schwarze Binde sich befand. Dieses ebenso häßliche als unglückliche Geschöpf verlebte sich zum Sterben in den neuen Buchhalter ihres Vaters, der zwei, drei Jahre darüber hingehen ließ, bevor er den Seufzern der Tochter sein Ohr leih. Inzwischen hatten sich die Zeiten verändert, aus jenem ehemaligen Citoyen war, wenn er Geld hatte, ein Bourgeois geworden. Ein solcher in Gestalt eines Hausbesizers und Chefs eines ausgedehnten Specereigeschäftes zu werden, bot der Epicier seinem Buchhalter an, natürlich um den Preis, daß der Letztere die älteste Tochter zum Altar führe.

Einen Augenblick lang fühlte sich der gewesene Adelige und der gewesene Priester dem Bürgerstande angehörig, so lange er sich nämlich vorzustellen vermochte, daß er auf die Vorschläge des Vaters einging. Es war jedoch eben nur ein Augenblick, daß die Möglichkeit, sich als Bourgeois, als Bürger von Paris zu fühlen, bei ihm anhält. Vor der ihm zugeordneten Braut die Flucht ergreifend, gab er seine Stellung auf, und damit hatte er, nach Verlust von zwei Ständen, auch den dritten Stand aufgegeben. Er mußte in Folge seiner Armut und Unverwendbarkeit, nach vielen vergeblichen Versuchen, innerhalb des dritten Standes sein Auskommen zu finden, Tagelöhner, Arbeiter werden und sich somit dem vierten Stande anreihen.

Dazu reichten jedoch seine körperlichen Kräfte nicht lange aus; er arbeitete ungeachtet dessen wohl fort, so lange er Arbeit bekam, aber mit dem resignirten Bewußtsein, sich langsam in den Tod hineinzuarbeiten. Damals kamen in Frankreich die sozialistischen Ideen von Saint-Simon und seinen modernen Nachahmern und Nachbetern in Aufnahme, und der ehemalige adelige Priester und Bürger fand oft Anlaß, als Arbeiter über das Wesen und die Zukunft des vierten Standes nachzudenken, dem er jetzt angehörte. Zu seiner Ueberraschung suchte ihn, um den sich Niemand in der Welt mehr bekümmerte, denn sein einziger Bruder, der

Majoratsherr, war, bevor er noch geheiratet hatte, auf der Guillotine gestorben und das schöne Mädchen noch früher, aus Kränkung über den Verlust des Liebleben — zu seiner Ueberraschung suchte ihn ein Fremder auf, der ihn aufforderte, ihm über den Canal zu folgen, um in England Beschäftigung zu finden, und zwar, was für den Unglücklichen einigen Reiz hatte, im katholischen Irland. Auf die Frage, was den Fremden zu so großmüthigem Anerbieten veranlasse, antwortete dieser, er gehe stets auf das Einfangen „herrenloser Hunde“ aus. Darunter verstand er die verlorenen Existenzen, die nicht mehr wußten, was sie mit sich anfangen sollten.

Der Unbekannte war Dick Sparks, der einige Jahre später, 1829, in Dublin wegen eines Verbrechens gehängt wurde, das eigentlich gar keines war und wenigstens in den Gesetzbüchern des Continents einer so entsetzlichen Buße nicht unterworfen ist. Er stahl in finsternen Nächten auf den Kirchhöfen der Dörfer die Leichen von armen Teufeln, welche auf Gemeindefosten begraben waren, um die sich im Leben wie im Tode niemals Jemand gekümmert hatte und zu deren Gräbern keine Blutsverwandten wallten, um zu beten oder zu weinen. Die Leichen verkaufte er den medizinischen Instituten, den Professoren und Studenten, denn im bigotten England war es damals noch nicht gestattet, zum Zwecke der Wissenschaft Tode zu zerschneiden. Wenn man bedenkt, daß kaum mehr als fünfzig Jahre verflossen sind, seit eine solche Beschränktheit einem völligen Umschwunge Platz gemacht hat, so kann man nach Belieben untröstlich darüber sein, daß noch vor einer verhältnißmäßig so kurzen Zeit derartige Culturfeindschaft waltete, oder umgekehrt sich freuen, daß in ebenso geringem Zeitraume schon ganz veränderte Zustände aufkamen.

Der Leichenräuber brauchte zu seinem schauerlichen und schwierigen Geschäfte Helfer und Genossen, welche einerseits in genug verzweifelten Verhältnissen waren, um keine Art von Erwerb zu verschmähen, andererseits nicht so verkommen waren, daß er sich auf ihr moralisches Gefühl, auf ihre durch Ehrenwort bekräftigte Verschwiegenheit nicht hätte verlassen können. Er übte selbst so viel ehrenhafte Treue, daß er seine Genossen und auch den in Frankreich Geworbenen selbst unter dem Galgen nicht verrieth. Dieser zuletzt Angeworbene fragte sich noch einmal, nachdem er sich auch zum vierten Stand nicht mehr hatte zählen können, welchem Stande er angehörte, und motivirte diese Frage mit der Darstellung seines Lebensganges, bevor er im Elend verkam.

An diese Geschichte, die mir mündlich mitgetheilt wurde, bin ich unwillkürlich erinnert worden durch eine Schrift von Dr. Karl Runding, die sich die Auf-

gabe stellt, den ganzen Socialismus als „Lügen des socialistischen Evangeliums“ darzustellen. Dreist nennt der Verfasser den ganzen vierten Stand eine Lüge, und die Motivirung ist interessant genug, um uns dem Gedankengang Runding's einen Augenblick folgen zu lassen.

Nach der Meinung dieses originellen Publicisten wäre der vierte Stand nichts weiter als der Bankrott der ersten sozialistischen That, welche der dritte Stand vollbracht hat. Wenn man den Arbeiter als vierten Stand begreife, so wäre dies schon deshalb ein Irrthum, weil dem Arbeiterstande auch ohne die ungeheuerlichen Pläne und Ideen der Sozialisten aufgeholfen werden könne. Die gährende Masse des sogenannten vierten Standes setze ich aus den entarteten Elementen aller übrigen Stände zusammen, alle Schichten der Gesellschaft werfen Verzweifelte aus, welche still oder laut den Umsturz predigend, oder ihn in verschwiegener Brust ersinnend, von einem ungeheuren geschichtlichen Prozeß die Verbesserung ihrer Lage erwarten.

Der Verfasser schildert lebendig die Proletarier aller Stände: den Beamten, der mit zu wenig Gehalt seinen ursprünglichen Sitten und Gewohnheiten nicht mehr nachleben kann; den literarischen Gründer und Ausbeuter der Presse bis herab zum Revolver-Journalisten; den Bauernsohn, der mit Gewalt in die gelehrte Laufbahn gedrängt wurde und nun verloren und ohne Obdach auf dem Pflaster herumlungert, kurz, die Ausgeworfenen aller Stände und Berufswege. Sie alle bilden den heißen, siedenden Gährungsstoff, den man den vierten Stand nennt, die Proletarier seien in allen Schichten der Gesellschaft vorhanden.

Was mich jedoch zunächst an die oben erzählte Geschichte erinnert hatte, ist die folgende merkwürdige Stelle:

„Der proletarische Beamte möchte „anständig“ leben, der proletarische Aristokrat dagegen will „standesgemäß“ seine Tage verbringen. Auf der vierten Seite unserer Journale beichtet auch der moderne Adel seine Sünden und sein Elend. Der Freiherrnrittel und das Wörtlein „von“ sind Handels = Artikel geworden, Taufschwerthe, die verschachert werden gegen blanke, glänzende Münze, gegen Banknoten, Staatspapiere und Actien Scheine.“

„Ein guter, alter Adel ist durch Adoption zu vergeben!“

„Wenn ich eine Entartungsgeschichte der Aristokratie zu schreiben hätte, so würde ich auf das Titelblatt meines Buches kein anderes Motto setzen als eben diese aristokratische Inseratenformel, welcher wir in unseren Tagen so oft begegnen, die ganze Wände spricht, die tahl und praktisch-nüchtern, wie sie ist, die

Herrschaft und die Sklaverei, die Macht und die Ohnmacht, die Blüthe und den Verfall des Adels orakelt. Der genialste Zeitungschreiber ist ein Stümper gegenüber dem Zeitgeist, der in ehernen Zügen seine Hieroglyphen auf den nächsten besten Zeitungsseiten zeichnet."

"Hatte ehemals der letzte seines Stammes das Zeitliche gesegnet, so trug man ihn mit allen Ehren und Würden zu Grabe. Sein Wappen, das mit ihm verwachsen, ward zerbrochen, und die Trümmer begrub man mit ihm. Das hat sich geändert. Nun ist auch das Wappen und der Adelsbrief mobil geworden. Das aristokratische Lebensprincip hat der Machtformel des beweglichen Besitzes weichen müssen. Der Adel e-dirt seinen Namen und mit ihm seine sociale Würde. Armer alter, guter Adel!"

Ein anderes Beispiel.

"Ein Cavalier von hohem Adel wünscht zum Zwecke der Verehelichung die Bekanntschaft einer reichen Dame. Bürgerliche sind nicht ausgeschlossen. Reflectantinnen, welche ein Baarvermögen von mindestens 200 000 Thalern aufzuweisen haben, wollen ihre Adresse sub „Noblesse oblige“ in der Expedition d. Bl. niederlegen. Discretion Ehrensache."

Vergleicht man den Lebensabriß des Marquis von B. mit diesen Mittheilungen aus dem modernsten Leben, so ergiebt sich gewissermaßen nur ein äußerer Unterschied, welcher freilich ein günstiges Licht auf die ethischen Zustände und Gesinnungen des Standes im vorigen Jahrhundert wirft. Im Wesentlichen aber zeigt sich hier wie dort eine Bekräftigung der Annahme, daß der vierte Stand, insoweit er Ansprüche an eine Umgestaltung der Welt macht, sich aus Elementen zusammensetzt, die auch den ersten angehören. Man könnte, wenn man der Sache nicht gründlich nachforschte, die sozialistische Partei ausschließlich bei verlorenen Existenzen suchen, die Ueberwängliches von der Zukunft erwarten, weil sie nicht die Arbeitslust und die sittliche Kraft besaßen, das Nothwendigste zu erwerben und sich damit zu begnügen.

Indessen wäre dies ein oberflächliches Urtheil und würde allzu sehr mit der Anschauung des Pariser Spielbürgers zusammen stimmen, welcher während der Julischlacht 1848 mit Kreide auf seine Wohnung schrieb: „Si l'on vient, mn piller, je n'y suis pas.“ (Ich bin nicht zu Hause, wenn man zu mir plündern kommt.)

Die Wissenschaft hat es als eine unerläßliche Aufgabe erkannt, alles erdenkliche Material zur Lösung der socialen Frage herbeizuschaffen, weil in ihr eine von der Staatsweisheit nicht abzulehnende gebieterische Forderung enthalten ist. Allein der Ernst der Wissenschaft kann sich zu gedeihlichem Werke niemals mit der Leidenschaft verbinden, und wollte man die aus verschiedenen Lebensstimmungen, aus Haß, Neid und Grimm sich zum Sozialismus bekennenden Elemente aller Gesellschaftsschichten absondern, so würde sich ein fünfter Stand bilden, welcher mit der Wahrheit und Berechtigung des vierten Standes nichts zu thun hat.

Kunst und Wissenschaft.

Um ein sicheres Urtheil über den Werth des Heilserums bei der Diphtheriebehandlung zu erlangen,

wurde vom Verein für innere Medicin in Berlin eine Sammelforschung veranstaltet in der Weise, daß an die Gesamtheit der deutschen Aerzte Fragekarten versandt wurden, die sich auf Alter, Geschlecht, Art der Behandlung u. dergl. diphtheriekranken Personen bezogen. Die Aerzte wurden gebeten, die Fragen zu beantworten und die Zählkarte an eine Sammelstelle gelangen zu lassen. Prof. Cullenberg erstattete am letzten Sitzungsabend des Vereins für innere Medicin einen vorläufigen Bericht über das Ergebnis dieser Sammelforschung. Es sind im Ganzen Berichte über 10,240 behandelte Diphtheriefälle eingegangen; davon haben 5790, der größere Theil, eine Heilserumbehandlung erfahren, 4450 wurden nach anderen Methoden behandelt. Die erstere Reihe, die gespritzten Fälle, haben 552 Todesfälle zu verzeichnen, d. i. für das Heilserum eine Sterblichkeitsziffer von 9,5 pCt., die andere Reihe, die nicht gespritzten Fälle, haben 622 Todesfälle, d. i. eine Sterblichkeitsziffer von 14,7 pCt. Der Unterschied wird noch bedeutender und schlägt noch mehr zu Gunsten des Heilserums aus, wenn man bedenkt, daß es die schwereren Fälle waren, die mit Heilserum behandelt wurden. Ferner zeigt sich der günstige Einfluß noch mehr, wenn man die verschiedenen Altersstufen der Patienten in Betracht zieht. Kinder unter zwei Jahren ergaben eine Sterblichkeit beim Heilserum 21,7 pCt., ohne Heilserum-Behandlung 39,5 pCt.; Kinder von 2 bis 10 Jahren 8,8 bezw. 15,2 pCt. Bei Erwachsenen kehrt sich merkwürdiger Weise das Verhältniß um; hier haben die Gespritzten eine Sterblichkeit von 4,1 pCt., die nicht Gespritzten eine Sterblichkeit von 3,8 pCt. Sondern man die Fälle nach den Krankheitsstagen, so bekommt man bei Kindern, die am ersten oder zweiten Krankheitsstage gespritzt wurden, eine Sterblichkeit von 4,2 pCt.; wurden sie später gespritzt, 16,8 pCt. Das Verhältniß wird noch besser, d. h. der Unterschied größer, wenn man sich hierbei auf die Kinder unter zwei Jahren beschränkt. — Von allen Seiten wird der Wunsch rege, die Sammelforschung fortzusetzen.

Vermischtes.

Chinesische Höflichkeit. Die Gesellschaft der Sammelbrüder (amis de velours), eine Gesellschaft von Berlinern Künstlern und Kunstfreunden hatte aus Anlaß der Bewundung des chinesischen Vicekönigs Si-Hung-Tschang an diesen ein Schreiben gerichtet, in welchem sie ihrer Entrüstung über das empörende Attentat Ausdruck gab. Als Antwort ist folgendes Schreiben eingegangen: „Meine Herren! Se. Excellenz der Vicekönig Si-Hung-Tschang hat soeben Ihr gütiges Schreiben vom 27. März d. J. erhalten und mich beauftragt, Ihnen seinen herzlichsten Dank für Ihre Kundgebung auszusprechen, welche er um so höher schätzt, als Sie fern von ihm leben und ihn nicht persönlich kennen. Möge Gott Ihre so herzlichen Wünsche freundlich aufnehmen! Die Wunde ist glücklich geheilt, wie die Krlegsgeißel beide Länder, Dank der versöhnlichen Thätigkeit des Vicekönigs, nicht mehr heimlich. Der Vicekönig benutzte die Gelegenheit, Ihnen seine herzlichsten Empfindungen zum Ausdruck zu bringen; ich fühle mich freudig berührt, mich ihm

anschließen zu können. Ma Kischong, Secretär des Vicekönigs der Provinz Che-ly."

"Er hat Knöpfe" Die Redensart "Er hat Knöpfe" im Sinne von "Er ist vermögend" war in Bezug auf die Staatskleider der alten Könige Frankreichs keine leere Phrase. Eine gewisse Anzahl von Krondiamanten Frankreichs, die 1887 bekanntlich meistbietend verkauft sind, war als Knöpfe gefaßt, um als Kleidergarnituren zu den Röcken des Königs zu dienen. Jeder dieser 28 großen Knöpfe des königlichen Kleides trug als Mittelpunkt einen sehr schönen Diamanten, der 8000—10,000 Livres werth war; derselbe war von zwei Reihen von Brillanten, einer größeren und einer kleineren, umgeben. Jeder Knopf repräsentirte somit schon für sich allein ein kleines Vermögen. Die ganze Garnitur des Kleides, der Weste und Hose kosteten etwa 300,000 Livres. Die Schnallen der Anhebänder waren aus 44 Brillanten zusammengesetzt, die Schuh-schnallen des Königs enthielten 80 Steine. Die Schnurschleife seines Hutes war aus 12 Watons gebildet, von denen einige Brillanten 5000—15.000 Livres werth waren.

Ganz erklärlich. Frau (in höchster Erregung zu ihrem Mann): "Karl, wie kommst Du dazu, unter Stubenmädchen zu küssen!" — Aber Eise — schau sie Dir doch mal an!"

5. Rahlberger Wadelliste.

Hr. Bethke u. Fam., Lehrer, Elb., Wwe. Baumgardt.
Hr. Kaufm. H. Wiedwald u. Fam., Elb., Villa Pohl.
Hr. C. Bergmann, Erzieherin, Elb., Villa Brunwald.
Gefchwister Böwenthal, Elbing, Villa Brunwald.
Hr. Anger, Obersekundaner, Braundenz, Neum.-Hartm.
Hr. Elisabeth Anger, Braundenz, Neumann-Hartmann.
Hr. Hülse, Elbing, Klatts Hotel.
Hr. Km. Marianne Scheller u. Kind, Villakallen, Chr. Wittmann.
Hr. Rechtsanwält Battré u. Fam., Elbing, Germanla.
Hr. F. Lange u. Fam., Eisenb.-Sekt., Dirschau, Germ.
Hr. verw. Rentm. Luise Stelter, Elbing, Germanla.
Hr. Kaufmann Lydia Bau, Elbing, Germanla.
Hr. B. Stelter, Kunst- u. Handelsg., Elb., Germanla.
Hr. Paul Kroll, Elbing, Germanla.
Hr. verw. Pfar. Mahraun u. Tochter, Elb., Concordia.
Hr. August Adolf, Lehrer, Berlin, Concordia.
Hr. Kaufm. Hel. Wiebe u. Tochter, Elb., Concordia.
Hr. Kaufm. Borchardt, Memel, Belvedere.
Hr. Mez, Affessor, Elbing, Belvedere.
Hr. Gertr. Kuhn, Schülerin, Elbing, Alb. Schmidt.
Hr. Neumann-Hartmann u. Fr., Amtsrichter, Villa Neumann-Hartmann.
Kurt Vesser, Schüler, Br. Holland, Ritter.
Walter Koske, Schüler, Elbing, Ritter.
Hr. Schröder, Gärtnerbesitzer, Elbing, Klatts Hotel.
Hr. Gutsbesitzer Gehrmann, Korbwalde, Klatts Hotel.
Hr. Mariensfeld, Gutsbesitzer, Korbwalde, Klatts Hotel.
Hr. Meyersohn, Kaufmann, Elbing, Hotel Walfisch.
Hr. Kaufmann Arnet, Christburg, Hotel Walfisch.
Hr. Kaufmann Feitz, Christburg, Hotel Walfisch.
Hr. Hugo Thran u. Fr., Kaufmann, Königsberg, H. Walfisch.
Hr. Otto Bühlow, Buchhalter, Elbing, Walfisch.

Hr. Mallissen u. Fr., Regier.-Rath, Danzig, H. Walfisch.
Hr. Meyer, Oberförster, Steegen, Hotel Walfisch.
Hr. C. Brodt, Gerichtshofrath, Gumb. Stadt, D. Walfisch.
Hr. Dr. Arbeit u. Fam., Martenburg, Hotel Walfisch.
Hr. Koshahl u. Fam., Kaufmann, Berlin, Neumann.
Hr. Ida Bock, Bromberg, Ritter.
Adolf Berandt, Schüler, Elbing, Germanla.
Hr. Norbertine Damm, Gesellschaftsdame, Bromberg, Ritter.
Hr. Joh. Krause, Kaufm., Elbing, Concordia.
Hr. Paul Wollenschläger u. Fr., Stationsassistent, Lauenburg, Concordia.
Hr. Dr. Kappahn u. Fam., Braundenz, Concordia.
Hr. L. Hoffmann, Schulbuchhändler, Posen, Dependence.
Hr. Gertrud König, Lehrerin, Posen, Dependence.
Hr. Ottilie Kuhn u. Kinder, Krankenpflegerin, Elbing, Concordia.
Hr. Alb. Hoffmann u. Fam., Maurermeister, Gnesen, Dan. Voh.
Hr. Anna Böhr, Gnesen, Dan. Voh.
Hr. Kaufm. Clara Philipp, Stuhm, Dependence.
Hr. R. Grall u. Fr., Amtsg.-Rath, Elb., Dependence.
Hr. Km. Clara Wollschheim, Braundenz, Dependence.
Hr. M. Jacoby, Gesellschafterin, Braundenz, Dependence.
Hr. Otto Kolwig u. Fam., Rechtsanwalt u. Notar, Bromberg, Concordia.
Hr. Km. Hedwig Kolwig u. Fam., Bromb., Concordia.
Hr. Salewsta, Bromberg, Concordia.
Hr. Carl Wendeler, Amtsrichter, Könitz, Germanla.
Hr. Marie Wendeler, Soldau, Germanla.
Hr. Dr. J. Cohn, Apothekenbesitzer, Culm, Wrangel.
C. Tschau, Schüler, Elbing, Wrangel.
Hr. Martha Guthmann, Königsberg, Wrangel.
Hr. R. Vink u. Fam., Dienfabrikant, Königsb., Wrangel.
Hr. Schröder, Martenburg, Hotel Verique.
Hr. Vole, Superintendent, Danzig, Hotel Verique.
Hr. M. Koubel, Lehrerin, Martenburg, H. Verique.
Hr. Thielheim, Oberl.-Ger.-Sekr., Martenwerder, Hotel Verique.
Hr. Orzgorzewski, Amts-Ger.-Sekr., Danzig, Klatts Hotel.
Hr. Kaufmann Goldberg, Berlin, Belvedere.
Hr. Kaufmann Hohnstein, Martenburg, Belvedere.
Hr. Oekonomierath Kreis, Königsberg, Belvedere.
Hr. Assessor D. Stitzer, Königsberg, Belvedere.
Hr. Schwarzler und Frau, Amtsrichter, Br. Stargard, Germanla.
Hr. Ad. Mah u. Frau, Landrichter, Braundenz, Germanla.
Hr. Auguste Kraska, Wwe., Braundenz, Germanla.
Hr. Balthasar Boeder u. Familie, Stadtrath, Gnesen, Dependence.
Hr. Toni und Martha Berner, Elbing, Bellevue.
Hr. Louise Charles de Beaulieu, Gutsbesitzerin, Rantenstein, Dependence.
Hr. Spill und Frau, Rektor, Thorn, Waldschlößchen.
Hr. Hantel u. L., Wwe., Martenw., Waldschlößchen.

Summa der Personen, Angehörige u. c.: 1116.

Verantw. Redakteur Dr. Hermann Koni. d. i.
Druck und Verlag von H. Gaatz in Elbing.

Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 169.

Elbing, den 21. Juli.

1895.

Der Fremde.

Roman von G. Struder.

Nachdruck verboten.

6)

„Ich wüßte nicht, was für Geheimnisse zwischen uns beiden bestehen könnten“, erwiderte Richter zornig und mit unterhöhlener Beachtung. „Außerdem aber erlaube ich Sie, sofort die Hand von mir wegzunehmen, oder wollen Sie, vielleicht an einem alten Manne wie mir, sich thätlich vergreifen? Das wäre allerdings eine Heldenthat, die Ihnen die höchste Bewunderung eintragen müßte.“

„Ihr Hohn kann mich nicht reizen“, bemerkte Brown, indem er seine Hand zurückzog. „Wenn ich Sie allein sprechen wollte, so äußerte ich diesen Wunsch nur aus dem Grunde, weil ich mit Ihnen über eine Aeußerung mich auseinandersetzen habe, die Sie vorhin gethan haben, und weil ich befürchtete, daß unsere Unterhaltung dabei möglicherweise einen Charakter annehmen könnte, welcher die Gegenwart einer jungen Dame für diese nicht eben wünschenswerth macht.“

„Unter diesen Umständen werde ich mich zurückziehen, damit die Herren in ihrer Unterhaltung nicht gestört werden“, versetzte Leonie, und ohne eine Erwiderung abzuwarten, schritt sie mit einer stolzen Bemeinung ihres schönen Kopfes von dannen.

„Was ich Ihnen zu bemerken habe, wird schnell abgemacht sein“, sagte Brown zu Richter. „Sie stehen vorhin die Aeußerung fallen, als ob bei dem Fräulein fremde und nicht über allen Zweifel erhabene Einflüsse sich geltend gemacht hätten; wollen Sie mir nunmehr gültig erklären, auf wen Sie mit dieser Bemerkung hiezieteln?“

„Wahrhaftig, Herr“, rief der andere höhlich lachend aus, „Ihre Bescheidenheit ist in der That großartig! Sie sind zufällig Zeuge eines Gespräches, welches ich mit dem Fräulein führe und wollen mich hinterher wegen dessen, was ich zu dem letzteren sagte, zur Rechenschaft ziehen! Was, um des Himmels willen, gehen meine Worte Sie eigentlich an, oder betrachten Sie sich vielleicht bereits als den rechtmäßigen Beschützer des Fräuleins?“

„Ich möchte Ihnen doch rathe“, erwiderte Brown finster, „Ihren Hohn etwas zu mäßigen, damit ich nicht gezwungen werde, die Rücksichten,

welche Ihr Alter mir abnötigt, außer Augen zu setzen. Sie sprachen von zweifelhaften Einflüssen und diese Bemerkung sollte sich direkt auf mich beziehen. Ich frage Sie nur: Wie kommen Sie dazu, mich, den Ihnen ganz Fremden, auf eine solche Weise zu verdächtigen? Glauben Sie vielleicht, Ihr Geld verleihe Ihnen das Recht, einem weniger vom Schicksal Begünstigten derartige Beleidigungen an den Kopf zu schleudern! Wenn dies der Fall sein sollte, so möchte ich Ihnen nur bemerken, daß Sie bei mir an den Unrechten gekommen sind, und für die Zukunft erlaube ich Sie dringend, sofern Sie nochmals mit mir zusammenkommen, in Ihren Aeußerungen etwas vorsichtiger zu sein, sonst könnten Sie Gelegenheit haben, mich von einer sehr unangenehmen Seite kennen zu lernen.“

„Was das für eigenthümliche Redenarten sind, die ich mit einem Male von Ihnen hören muß!“ höhnte Richter, der ganz blaß vor Wuth geworden war. „Erst verbreiteten Sie hier das Gerücht, daß Sie fielnreich seien, ein Mann, dem es auf einige hunderttausend Thaler mehr oder weniger nicht ankomme, und nun räumen Sie indirekt ein, mir gegenüber ein armer Schlucker zu sein! Herr, nehmen Sie es mir nicht übel, aber dieser Widerspruch ist mir räthselhaft und giebt mir Stoff zum Nachdenken.“

Brown erwiderte bei diesen Worten, aber schon im nächsten Augenblick hatte er sich gefaßt und erwiderte mit vollkommener Ruhe:

„Sofern ein Dritter nicht zugegen ist, nehme ich Ihnen überhaupt nichts übel, Herr Richter. Seitdem ich Ihren Charakter und Ihren Bildungsgrad kennen gelernt habe, wäre es lächerlich von mir, wenn ich mich über Bemerkungen ärgern wollte, von denen Sie nicht einmal wissen, daß sie nicht anständig sind. Wenn ich von der aus Ihrem Reichthum hervorragenden Arroganz sprach, so geschah dies, weil ich mich zufällig erinnerte, daß ich auch einmal arm gewesen bin, und da lehrte unwillkürlich dasjenige, was ich von Leuten Ihrer Art zuweilen erdulden mußte, in mein Gedächtniß zurück. Aber die Zeiten sind gottlob vorüber. Ich habe nach keinem Menschen das Geringsste zu fragen und ich werde von jetzt an jedes Wort von Ihnen, welches mir nicht ganz zusagt, auf die Weise erwidern, die es verdient. Wenn Sie dies vielleicht sich gültig merken wollten, so werden Ihnen dann unter Umständen höchst bittere Erfahrungen erspart bleiben.“

Unter diesen Worten lüftete Brown seinen Hut und schrittruhig dem Ausgang des Gartens zu.

An einem Gitterthor angelangt, blieb er einen Augenblick stehen und schaute nach den Fenstern der Villa hinaus. Niemand ließ sich dort sehen. Mit etwas enttäuschter Miene setzte er seinen unterbrochenen Weg weiter fort.

Als er erst kurze Zeit wieder in dem Walde sich befand, hörte er das Rollen eines Wagens hinter sich, und gleich darauf fuhr die mit zwei feurigen Braunen gespannte Equipage Richters an ihm vorüber.

Der letztere verzog, als er Brown erblickte, sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen, welches diesen jedoch vollständig kalt ließ. Ruhig und gleichgültig, als wäre ihm der Inbasse des Wagens eine ganz fremde Erscheinung, hielt er den Blick desselben aus, erst als das Fuhrwerk an ihm vorbei war, schüttelte er verächtlich mit dem Kopfe.

„Schneide Du nur Gesichter,“ sprach er dabei vor sich hin, „das wird Deinem Sohne die verlorene Braut nicht wieder zurückbringen. Ein herrliches Mädchen! Unbegreiflich ist es mir, wie ein van Beeren mit einem solchen Kinde vom Himmel beschieden werden konnte. Wäre sie mein, wie wollte ich sie achten und ehren und mein ganzes Leben auf den Händen sie tragen, aber freilich, hieran ist ja überhaupt niemals zu denken, auf sie darf ich am allerwenigsten meine Hoffnung richten.“

Als Brown am Abend in seinem Gasthause eintrat, zeigte sein Gesicht einen so düstern und grimmigen Ausdruck, daß die Wirthin ganz erschrocken vor ihm zurückwich.

„Unserem Miether,“ sprach sie zu den anwesenden Stammgästen in geheimnißvollem Tone, „ist entweder etwas sehr Unangenehmes passiert, oder er hat etwas Schweres auf dem Gewissen. Diesen Abend machte er ein paar Augen, daß ich mich wirklich vor ihm fürchtete. Wer weiß, was den Fremden in dieses abgelegene Städtchen getrieben hat. Vielleicht hat er einen Raub oder gar einen Mord begangen und sich nun hierher zurückgezogen, um der Gerechtigkeit aus dem Wege zu gehen. Derartige Dinge sind schon öfter dagewesen, wie ich dies noch kürzlich in einer wahren Erzählung gelesen habe.“

Diese Worte der klugen Wirthin machten auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck. Die meisten derselben gaben ihr offen recht und erklärten, daß sie etwas Aehnliches schon längst gedacht hätten, es aber nicht hätten sagen wollen, andere sprachen mit geheimen Schauern über diese furchtbare Entdeckung, nur der würdige Bürgermeister wurde mit einem Male ganz still. Er sagte kein Wort, aber ein überlegenes Räckeln um seine Mundwinkel verrieth, daß er bereits beschlossen hatte zu handeln, wo die übrigen Gäste mit dem beschränkten Unterthanenverstande sich in nutzlosen Muthmaßungen ergingen.

Am anderen Morgen, als Brown eben den

Kaffee auf seinem Zimmer zu sich genommen hatte, klopfte es an seine Thür und auf das kräftige „Herein“ erschien ein Polizeidiener in derselben, welcher in militärischem Tone erklärte, er sei beauftragt, den fremden Herrn zum Herrn Bürgermeister zu begleiten.

„Was will denn der Herr Bürgermeister von mir?“ fragte Brown, der sich offenbar in keiner rosigem Laune befand, unwirsch.

„Das geht mich nichts an,“ versetzte der Beamte, „ich habe nur den Auftrag, Sie zu meinem Vorgesetzten zu bringen, und wenn Sie mir nicht gutwillig folgen, so wende ich Gewalt an.“

Einen Moment betrachtete Brown erstaunt den vor sich Stehenden, der trotz seiner fast schwächlich zu nennenden Figur so energisch zu ihm sprach und dann sagte er lächelnd:

„Wenn Sie mir mit Gewalt drohen, so bleibt mir allerdings nichts übrig, als mich zu fügen. Denn Ihnen gegenüber wäre jeder Widerstand meinerseits nutzlos. Einen kleinen Augenblick entschuldigen Sie mich noch, bis ich meinen Rock gewechselt habe, und dann stehe ich zu Ihrer Verfügung.“

„Es ist gut, aber eilen Sie sich,“ erwiderte der Polizeidiener mit gravitätischem Ernst.

Nachdem Brown zum Ausgehen sich angekleidet, verließen beide das Zimmer und das Hotel.

Die Amtsstube des Bürgermeisters, die nicht weit von dem Gasthause entfernt lag, war bald erreicht und der Beamte ersuchte nunmehr Brown, in dieselbe einzutreten, „ohne Anklopfen“, wie er in befehlendem Tone hinzusetzte.

In dem Bureau saß der Beherrscher von Urzingen, die lange, magere Gestalt in einem Schlafrock gehüllt, auf einem hohen Schraubstuhle vor seinem Pulte und studirte, während er aus seiner langen Pfeife mächtige Rauchwolken vor sich hinblies, anscheinend sehr eifrig in einem Altenbündel. So sehr war er in diese Arbeit vertieft, daß er das Eintreten der beiden Personen garricht zu merken schien, ja selbst das freundliche „guten Morgen, Herr Bürgermeister“, mit welchem Brown ihn anredete, entging ihm. Wenigstens ließ er sich auch keinen Moment in seiner Beschäftigung stören.

Erst als Brown auf ihn zutrat und ihm während er laut seinen Gruß wiederholte, die Hand auf die Schulter legte, blickte er endlich auf und schaute den stattlichen Mann an seiner Seite unwillig an.

Ohne die ihm freundlich dargereichte Hand zu berühren, sagte er im strengsten Amtstone:

„Warum warten Sie nicht, bis Sie angerufen werden? Sie scheinen noch keinen Begriff von dem Respekt zu haben, welchen ein Bürger der Obrigkeit schuldig ist, sonst würden Sie sich nicht unaufgefordert an mich herandrängen und in meiner Arbeit mich stören.“

„Aber Herr Bürgermeister“, versetzte Brown halb ärgerlich und halb belustigt, „seit wann stehen wir denn auf diesem Fuß miteinander?“

Wir haben doch schon so manchen Schoppen zusammen getrunken, so daß —

„Schweigen Sie“, unterbrach dieser ihn barsch. „Sie stehen hier als Unterthan Ihrer Behörde gegenüber und befinden sich nicht im Wirthshause. Nochmals sage ich Ihnen, setzen Sie sich hinten in die Ecke und warten Sie, bis Sie an die Reihe kommen, sonst werde ich Sie darüber belehren, wie Sie in einer Amtsstube sich zu benehmen haben.“

„Ah, das ist zu stark!“ stieß Brown nun ebenfalls erregt hervor. „Sie lassen mich durch die Polizei hierher holen, ohne mir kaum die Zeit zum Ankleiden zu lassen und nachher soll ich hier warten, bis es Ihnen gefällig ist, mir zu sagen, weshalb Sie mich rufen ließen; Sie haben es bei mir nicht mit einem schüchternen Jungen oder einem armen Landstreicher zu thun, sondern mit einem gereiften und geachteten Manne, der im Besitze seiner Papiere ist und keines Vergehens sich schuldig weiß, und wenn Sie mir ohne jeden Grund eine Zeitlang die Freiheit entziehen wollen, indem Sie mich zwingen, in diesem Zimmer mich aufzuhalten, so werde ich wissen, wo ich mich über Sie zu beschweren habe.“

Diese energische Sprache übte eine überraschende Wirkung auf den Bürgermeister aus. Er ließ sich von seinem erhabenen Sitze herabsinken und stellte sich dicht vor Brown hin.

„Von jeder Schuld werden Sie sich wohl doch nicht frei wissen“, sagte der Bürgermeister in ganz verändertem Ton zu Brown, „denn ohne allen Grund hat so ein reicher und geachteter Herr wie Herr Richter Sie doch nicht als verdächtig bei mir angeklagt. Sie haben sich demselben gegenüber in Widersprüche verwickelt, die es mir zur Pflicht machen, über Ihre Persönlichkeit und den Zweck Ihres Hierseins von Ihnen Aufklärung zu verlangen.“

„Herr Richter hat mich bei Ihnen verdächtig!“ entgegnete Brown mit tiefster Verachtung. „Das sieht dem erbärmlichen Menschen ähnlich. Jedenfalls darf ich wohl fragen, was derselbe von mir gesagt hat, damit ich mich eventuell vertheidigen kann.“

„Gesagt hat er nichts, sondern an mich einen Brief geschrieben, in welchem er geradezu erklärt, daß er Sie für einen Mann hielte, auf den die Polizei ein wachsameres Auge halten müsse. Sie hätten sich für feinerreich ausgegeben, er, Herr Richter dagegen wüßte, daß Sie so gut wie nichts besäßen. Was haben Sie hierauf zu erwidern?“

„Nichts“, versetzte der Gefragte gelassen, „als daß ich, so lange ich meinen pekuniären Verpflichtungen nachkomme und mich den Gesetzen gemäß betrage, keinem Menschen das Recht zusieht, über meine Vermögensverhältnisse mich auszufragen. Ich bekümmere mich ja nicht um die Tritzen oder diejenigen Richters, möge man also auch wegen der meinigen mich in Frieden lassen.“

„Sie befinden sich hierin im Irrthum.“

Wenn ein ganz fremder Mensch den Glauben zu erwecken sucht, als ob er sehr reich sei, so ist die Behörde verpflichtet, hierin einen Versuch zur Ausführung strafbarer Handlungen zu erblicken und sie hat alsdann nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, sich darüber zu vergewissern, mit wem sie es in einem solchen Fall eigentlich zu thun hat. Deshalb fordere ich Sie hiermit zunächst auf, sich mir gegenüber vollständig durch einen Paß oder auch durch sonstige Papiere zu legitimiren.“

„Und wenn ich mich, dessen weitere?“

„So sehe ich mich gezwungen, Sie in Haft zu nehmen und so lange festzuhalten, bis meine vorgelegte Behörde, der ich über den Fall berichten werde, entschieden haben wird, was mit Ihnen geschehen soll. Ihre Weigerung, sich auszuweisen, bestärkt nur noch den Verdacht, welcher durch Ihr schwees, finsternes Wesen in den letzten Tagen und den Brief des Herrn Richter in mir wachgerufen wurde.“

Brown schaute den Bürgermeister einen Augenblick starr an, und dann ging er einmal mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab. Blöthlich aber blieb er vor dem ersteren stehen und sagte entschlossen:

„Gut, ich werde mich vor Ihnen legitimiren. Vorher aber bitte ich Sie, den Polizeidiener hinauszuschicken. Wir müssen zu diesem Zweck unbedingt allein sein.“

„Die Nothwendigkeit hiervon vermag ich nicht einzusehen. Der Polizeidiener bleibt h'ier.“

„So werde ich schweigen“, erwiderte Brown fest.

„Und ich werde Sie in Haft behalten“, versetzte der Bürgermeister, nicht weniger bestimmt.

„Das soll mir recht sein. Aber ich werde vor Ihren Vorgesetzten mit seiner Zeit legitimiren und dabei bemerken, daß es mir von Ihnen verweigert worden sei, über meine Persönlichkeit die nöthigen Aufschlüsse zu ertheilen, ohne daß die Gründe, welche meine Bitte um Diskretion dringend rechtfertigen, auch nur einer Erwägung würdig wurden.“

Abermals bewog diese entschiedene Sprache den Bürgermeister zum Nachdenken und Einlenken und nach einer Pause ersuchte er Brown, mit ihm in das anstoßende Zimmer zu treten und ihm dort die in Aussicht gestellten Mittheilungen zu machen.

Von dem Gespräch, welches die Beiden jetzt führten, vernahm der Polizeidiener kein Wort, obwohl sich derselbe ganz nahe an die Thür heranschlich, um zu lauschen.

Nicht wenig erstaunt aber war der wackere Beamte, als nach etwa 10 Minuten die Thür sich öffnete und sein Vorgesetzter den verdächtigen Fremden mit größter Höflichkeit in das Bureau zurück und dann bis vor das Haus geleitete, wo sie unter herzlichsten Händedrücken sich von einander trennten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

— „Nach der Schlacht bei Wörth“ — so erzählt ein Offizier in seinen Kriegserinnerungen in der „Voss. Ztg.“ — „hielt der Kronprinz auf der Höhe von Fröschmiller, dessen Kirchturm noch loderte, um ihn herum bunt durcheinander sein Gefolge und zahlreiche berittene Offiziere aller Waffen aus den Reihen der siegreichen Truppen; es war, wie wenn beim Manöver „zur Kritik“ geblasen worden wäre; aber er kritisierte nicht, er wollte nur danken und seinen Getreuen die höchste Anerkennung zollen. In nächster Nähe stand auch der alte bayerische General v. S., der schon 1812 unter dem ersten Napoleon in Rußland gefochten hatte, dicht umdrängt von seinen Bayern, die seine Beine umarmten und „Victoria“ schossen. Da plötzlich bemerkte man unterhalb der Höhe im Wiesengrunde, wie sich die zerstreuten Reste einzelner Regimenter zusammenschlossen. Aus dem deutlich vernehmbaren Kommando war es außer Zweifel, daß es sich um die Vorbereitungen zu einem Salvenfeuer handelte. Ich wurde hinuntergeschickt; es war die höchste Gefahr; nur die schnellste Gangart meines Pferdes, das lebhafteste Schwenken eines weißen Taschentuches, mein gleichzeitiges unausgesetztes und lautestes Gegenkommando „Gewehr in Ruh“ vermochte das drohende Unheil abzuwenden. Nachher stellte es sich heraus, daß die „Victoria“ schießenden Bayern in den unseren Truppen noch unbekanntes blaue Uniformen mit den nun auch zu Grabe getragenen Raupenhelmen für Franzosen gehalten worden waren und dem entsprechend auch unschädlich gemacht werden sollten. Dem mittelalterlichen Unfug des Schießens als Ausdruck der Freude über eine gewonnene Schlacht wurde noch zur Stelle ein für allemal der Garaus gemacht.“

— **Gold und Diamanten.** Bereits vor einiger Zeit war das Gerücht nach Deutschland gelangt, daß im Bezirk Nambara, unserer ostafrikanischen Colonie, Gold gefunden sei. Neuere Berichte, die der Köln. Ztg. zugegangen sind, bestätigen nun das Auffinden von Schwemmgold in Flüssen, auch hat man geologische Lagen entdeckt, die, wie behauptet wird, mit voller Bestimmtheit auf das Vorhandensein von Diamanten schließen lassen. In der Colonie herrscht eine gewisse Erregung und es scheint ein Goldfieber auszubrechen zu wollen. Die Regierung hat die Entsendung eines bedeutenden geologischen Sachverständigen beschlossen, dessen Bericht abzuwarten ist, ehe man sich weitgehenden Hoffnungen hingiebt.

— **Wie hoch sind die Wolken?** Nachdem auf der Meteorologenkongferenz in München 1891 beschlossen wurde, an zwanzig Stationen, die über die ganze Erde vertheilt sind, ein volles Jahr hindurch Wolkenmessungen vorzunehmen, werden jetzt die ersten Ergebnisse der Messungen veröffentlicht. Die Beobachtungen geschahen nach der sogenannten Hildebrandson'schen Methode; diese Methode von dem Meteorologen Hildebrandson in Upsala ausgearbeitet, besteht darin, daß die Wolken mittels eines astronomischen Fernrohrs beobachtet und gleichzeitig in einer an dem Fernrohr angebrachten Dunkelkammer photographirt werden. Durch Beobachtung einer und derselben Wolke von mehreren Stationen aus und durch eine komplizierte Rechnung, welche die Beobachtungen der Stationen berücksichtigt, erhält man die Höhe der Wolken. Die höchsten Wolken sind die sogenannten Cirruswolken, die bekannten Feder- oder Schäfchenwolken, diese sind im Sommer bis zu 14,930 Meter, im Winter bis zu 11,560 Meter hoch; im Durchschnitt beträgt ihre Höhe 9923 Meter. Nur den dritten oder vierten Theil dieser Höhe erreichen die sogenannten Cumulus- oder Haufenwolken, sie erreichen im Sommer mit 3582 Meter, im Winter mit 2690 Meter ihre größte Höhe. Im Allgemeinen schwankt die Höhe der verschiedenen Wolkenarten zwischen 120 und 12,000 Meter. Aber auch Wolken von einer unergleichlich bedeutenderen Höhe kommen vor. Es sind das diejenigen Wolken, welche in schönem Roth erscheinen, lange bevor noch die Sonne aufgegangen ist, die aber doch schon ihre Höhe wegen von den Sonnenstrahlen getroffen werden, oder welche noch leuchten, wenn die Sonne längst untergegangen ist. Eine solche Wolke ist einmal 138,000 Meter über der Meeresfläche beobachtet worden. Eine andere ähnliche Wolke beobachtete Professor Moll am 19. Dezember 1892 über der Nordsee; er berechnete ihre Höhe auf 132,000 Meter. Da der höchste Berg der Erde, der Mount Everest oder Gaurisankar im Himalaja, 8842 Meter hoch ist, so müßten fünfzehn solcher Bergriesen übereinandergehünt werden, um die Höhe dieser Wolken zu erreichen.

Verantw. Redakteur: Dr. Herm. Korte
in Elbing.

Druck und Verlag von H. Gaatz
in Elbing.